

**DAS LEBEN AUS THEOLOGISCHER SICHT
ODER:
VON SINN UND WAHRHEIT DES LEBENS
IN THEOLOGISCHER PERSPEKTIVE**

von
Professor Dr. Philipp Stoellger, Universität Rostock

Thesen, vorgetragen auf einer Tagung der Evangelischen Akademie im Rheinland,
Bonn 30.11.2007.

Thema der Tagung:
Das Leben – Was ist das?
Naturwissenschaften und Theologie im Gespräch

**1. Sich im Leben orientieren:
Unterscheidung der Perspektiven**

Was heißt es, ‚auf menschliche Weise *lebendig* zu sein‘ – auf menschliche Weise miteinander zu *leben*?

Darauf kann man keine befriedigende Antwort geben, wenn man den Menschen nur als Tier betrachtet, als ein Lebewesen unter anderen oder als Ding unter Dingen. Auch wenn er ein *besonderes* Tier (oder Ding) sein mag, besonders geistreich oder besonders grausam. Denn Tiere leben auf vielerlei Weise miteinander und voneinander, aber nicht auf *menschliche* Weise. Auf gerade *diese* Weise miteinander zu leben, fragt nach *mehr als Natur*. (Auch wenn die Natur, die der Mensch ist, gewiss nicht gering zu schätzen ist).

Dieses Mehr wird – mit guten Gründen und großem Erfolg – methodisch ausgeblendet, wenn man menschliches Leben strikt im Horizont der Natur betrachtet. Dann kommt der Mensch nur als Tier unter Tieren in den Blick. Was das Menschliche an ihm ist und sein soll, bleibt dann unthematisch und unverständlich.

Daher gibt es auch für das Menschliche am Menschen andere Disziplinen mit ihren eigenen Perspektiven: Ethik, Recht, Psychologie, Geschichtswissenschaft, Ästhetik, Sprachwissenschaften, Sozial- und Politikwissenschaften – und eben auch Theologie.

All die Genannten sehen den Menschen nicht nur als Tier unter Tieren, sondern als Mensch unter Menschen, als geselliges, politisches Wesen, als Handlungswesen mit eigener Freiheit (auch der zum Bösen), als Sprachwesen, das Kunst hervorbringt – also in Elend und Größe, die den Tieren unerschwinglich ist.

Die Theologie sieht den Menschen in einem noch etwas anderen, besonderen Verhältnis. Als Mensch im Unterschied zu Gott und im Unterschied zur übrigen Kreatur. Damit ist der Horizont denkbar weit, aber auch denkbar präzise: Der Mensch ist nicht Gott, aber Gott ist zutiefst menschlich, seit der Inkarnation.

Ein menschlicher Gott, aber ein gar nicht göttlicher Mensch. Das ist das besondere Verhältnis, in dem die Theologie den Menschen sieht – und darin fragt sie auf *ihre* Weise, was menschliches *Leben* heißen soll, und was nicht.

Damit wird keine ‚metaphysische‘ Voraussetzung gemacht. Diese Frage kann man verstehen und entfalten ‚etsi Deus non daretur‘. Auch einem Nichtchristen ist das christliche Gottesverständnis verständlich zu machen (ohne dass er *zustimmen* muss). Daher ist auch die Bestimmung menschlichen Lebens im Verhältnis zu diesem Gottesverständnis nachvollziehbar – auch wenn man dem nicht folgen würde.

Offener formuliert – vielleicht etwas neutral – unterscheidet die Theologie Gott und Mensch als *Transzendenz und Immanenz*, oder Unendlich und Endlich (oder theologischer: *ewig* und endlich).

Für das menschliche Leben heißt das: es ist wesentlich *endlich* – und *nicht* unendlich. Es gibt zum Beispiel keine von sich aus unsterbliche Seele, auch wenn Christen auf eine Auferweckung zum ewigen Leben hoffen.

Das endliche Leben *dient* nicht der Erlangung einer künftigen Unendlichkeit (als würde sich im Jenseits lohnen, hier nur fürs Jenseits zu leben). Menschlich ist das Leben, indem es seine Endlichkeit akzeptiert und sie mit Freude kultiviert.

Aber weil es endlich ist, ist es auch leidvoll. Auf menschliche Weise zu leiden, heißt christlich gesprochen zum Beispiel: dieses Leiden und Leben nicht um jeden Preis zu verlängern. Sterbehilfe kann Anerkennung der Endlichkeit sein. Denn Leidensverlängerung, gar eine Christus imitierende Hochschätzung der Leiden, ist keineswegs christlich geboten. Denn sonst würde man das Übel hochschätzen.

Das christliche Leben ist keine Leidenslust, sondern hoffentlich Lebenslust (daher heißt es ‚evangelisch‘).

Die Unterscheidung von Gott und Mensch hat für das menschliche Leben nicht nur eine *endliche* Seite, sondern auch eine unendliche. Nicht nur der Mensch lebt, sondern auch Gott. *Sein* Leben ist der Inbegriff von Leben, vollkommenes Leben. Wollte man alle Vorbehalte gegen Theologen bestätigen, würde ich nun metaphysisch von den Vollkommenheiten Gottes sprechen.

Aber das christliche Verständnis vollkommenen Lebens ist schlichter und sehr konkret: was vollkommenes Leben heißt, zeigt sich für Christen wie Nichtchristen unspektakulär am Leben Jesu Christi. Denn was Gott heißt, wie er zu verstehen ist und was sein Leben bedeutet, zeigt sich nach christlichem Verständnis an keinem andern als an Christi Leben.

‚Wahres‘ Leben in dieser Welt – ist daher nicht Weltflucht, erst recht nicht Flucht in einen heroischen Tod. Es ist vielmehr das Christus *entsprechende* Leben. Das ist beunruhigend schlicht zu verstehen: ein Leben, dass sich dem Anderen gegenüber so ernst und offen und zugewandt verhält, wie nur irgend möglich. So ernst und offen und zugewandt, als wäre im Anderen das Angesicht Gottes gegenwärtig. ‚Als wäre‘, wäre noch zuwenig.

Als jüdische wie christliche Lebensregel gilt das Doppelgebot der Liebe: Gott wie den Nächsten von ganzem Herzen zu lieben.¹ Ich verstehe das etwas verschärft: Gott zu lieben wird lebendig und wirklich in der Liebe zum Nächsten. Denn in ihm tritt mir Gottes Zu- und Anspruch gegenüber. Etwas vorsichtiger: die Liebe zu Gott zeigt und bewährt sich vor allem in der Liebe zum Nächsten.

Wenn man das als Lebensregel versteht – dann wird etwas am theologischen Lebensverständnis durchsichtig und einsichtig: Was wahres und rechtes Leben heißt, versteht der Glaube indirekt, auf dem Umweg über Gott. Über Gottes Leben nachzudenken, heißt über das *wahre* Leben zu nachzudenken – wie es in und gegenüber dem falschen recht verstanden werden soll. Das wahre Leben ist vielleicht nicht *von* dieser Welt, aber nirgends anders als *in ihr*. Es wird *in diesem* Leben gelebt, sonst hätte man die Chance seines Lebens verpasst.

All die großen und meist erstarrten Eigenschaften Gottes: seine Gerechtigkeit, Güte und Liebe etwa – sind recht verstanden Antworten auf die Frage: Wie wir leben dürfen, wollen und sollen und dementsprechend, was wir hoffen dürfen.

¹ Mt 22,35-40: Und einer von ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn und fragte:

Meister, welches ist das höchste Gebot im Gesetz?

Jesus aber antwortete ihm: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt« (5. Mose 6,5).

Dies ist das höchste und grösste Gebot.

Das andere aber ist dem gleich: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (3. Mose 19,18).

In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.

Allerdings mit einer kritischen Pointe: dass man dergleichen nicht einfach von sich aus vermag – sondern erst im rechten Gegenüber. Angesichts von Anspruch und Zuspruch des Nächsten wird es uns möglich, so zu leben. Das ist so kritisch, wie entlastend. Denn es galt in der Scholastik wie in der ‚Leistungsgesellschaft‘: Leben ist vor allem, das zu tun, was wir von uns aus vermögen. Damit gilt das Gesetz der Selbsterhaltung und –steigerung. Diese Ordnung wird außerordentlich überschritten, wenn vor allem (wie letztlich) Leben einem *zukommt*, in Anspruch und Zuspruch seitens der Anderen. Theologisch gesprochen maßgeblich in demjenigen Gottes.

Seine Eigenschaften sind *kommunikative* Eigenschaften: er ist gerecht, indem er uns gerecht macht; Er ist Leben, indem er Leben schafft (gibt, vergibt, vollendet).

Wie kommunikativ sie sind, zeigt sich in der lebendigen Rede Jesu: Seine Gleichnisse kommunizieren diese Eigenschaften. Sie teilen sie mit, auf reizende und wirksame Weise. Es sind Sprechakte mit Performanz: Lebendige Rede, die *den* belebt, der mitspielt und sich etwas sagen lässt.

Und was sie uns mitteilen, ist eine *Lebensform*: Selber gut zu sein, heißt anderen gegenüber gut zu sein. Das ist so schlicht wie, bei Licht besehen, auch beunruhigend. Denn daran wird merklich, wie *unselbstverständlich* es ist, so zu leben (zu wollen).

2. Eine Frage des Blicks: Kultur versus Natur

Wie menschliches Leben *in den Blick* genommen wird, entscheidet darüber, was sich zeigt und was man sieht.

An einem Beispiel gezeigt:

Wenn ein Zuhörer im Laufe des Vortrags den Arm hebt, die Hand vor den Mund hält und ihn derweil weit öffnet – wird ein wissenschaftlicher Beobachter eine Armbewegung und auch eine Gesichtsverzerrung sehen. Er wird darin vielleicht eine unwillkürliche Körperreaktion auf was auch immer sehen, Erschöpfung vom langen Arbeitstag, Ermüdung durch die Luft oder gar das gerade Gehörte. Es mag manche natürlichen Gründe dafür geben.

Ich hingegen würde darin ein gelangweiltes Gähnen sehen – und unangenehm berührt sein. Es wäre in meiner Perspektive keine körperliche Reaktion auf Umweltbedingungen – sondern eine enttäuschende und kränkende Antwort auf diesen Vortrag.

Das kann (und will) ein neutraler Beobachterblick nicht sehen. Denn er blendet die Fragen von Sinn und Bedeutung, von persönlicher Betroffenheit und Langeweile aus.

Sinn und Geschmack der *Vollzüge* mit ihrer *Innenperspektive* der Betroffenen – das ist der lebensweltliche Untergrund, den man ‚objektiv‘ nicht in den Blick bekommt.

Und diese Eigenart wiederholt sich auf der wissenschaftlichen Ebene: So unentbehrlich eine naturwissenschaftliche Perspektive auf den Menschen und sein Leben ist – so unentbehrlich sind die kulturtheoretischen Perspektiven darauf. Denn Kultur ist nicht ein Nebeneffekt der Natur.

Das verschärft sich in der theologischen Perspektive: Der Mensch ist nicht Tier unter Tieren, er ist vor allem Mensch unter Menschen – und dabei ist er immer auch Mensch vor Gott.

Dieses *doppelte Mehr*: Als Mensch mit Menschen und dabei stets vor Gott zu leben – also in einer Kultur und in einer Religion zu leben – ist für die theologische Perspektive auf ‚das Leben‘ entscheidend.

Mit diesem Mehr des Menschen geht auch alles einher, was nicht auf Ethik und Recht reduziert werden kann: Kunst und Religion, oder Geschichte und Philosophie.

Wenn der Sinn des Lebens nur ‚*das Leben*‘ sein sollte, wäre das nicht genug. Denn dann wäre es gleichgültig, ob es *menschliches* Leben gibt oder nicht. ‚Ehrfurcht vor *dem Leben*‘ ist daher so abstrakt wie zu allgemein. Diese Pathosformel ermangelt des Sinns für das *menschliche* Leben und dessen Eigenart (die Kultur). Und diese Formel ist unhaltbar zirkulär (wie das ‚*Naturrecht*‘): Sie legt mit ihrer religiösen Perspektive in das Leben hinein, was sie dann aus ihm zu folgern vorgibt.

Wenn der Sinn *menschlichen* Lebens nur das *Überleben der Menschen* wäre, wäre auch das zu unbestimmt. Denn das Leben der Menschen ist nicht per se und als solches *das höchste Gut* (diese Auszeichnung bleibt *Gott* vorbehalten).

Zum einen lebt der Mensch ‚endlich und irdisch‘ also auf dieser Erde und muss daher mit aller übrigen Kreatur zusammenleben. Er allein wäre auch gar nicht lebensfähig.

Zum anderen lebt der Mensch keineswegs immer *menschlich* miteinander. Die Erfahrung zeigt eher das Gegenteil: Was sich von selbst versteht, ist Leben im Zeichen von Eigennutz, Selbsterhaltung und rigoroser Selbststeigerung (Diesseits aller Moral ist das eine ‚Gottlosigkeit‘ die sich an der Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten zeigt, wenn nicht gar in Selbsterhaltung und Fremdvernichtung).

Das Böse oder theologisch ‚die Sünde‘ sind Ausdrücke für das Unmenschliche im menschlichen Leben. Daher ist menschliches Leben ‚an sich‘ noch viel zu unbestimmt, um einfach nur wünschenswert zu sein.

Für die grundlegende Differenz von ‚gut und böse‘ aber ist die naturwissenschaftliche Perspektive – aus guten methodischen Gründen – *blind*. Die Frage wird ausgeblendet, weil sie nicht zum Geschäft der Naturwissenschaften gehört.

Oder umgekehrt: Wo Naturwissenschaftler über ‚gut und böse‘ befinden wollen, werden sie nur zu leicht ideologisch. Die theoretische Erkenntnis gemäß naturwissenschaftlicher Methodik wird zu einer ethischen, politischen und ökonomischen Theorie ausgeweitet – und damit über die präzisen Grenzen naturwissenschaftlicher Kompetenz hinaus.

Das zeigt sich in darwinistischen Sozialtheorien, und an entsprechenden Ökonomien:

Der Ökonom und Nobelpreisträger Friedrich von **Hayek**², Sohn einer Biologenfamilie, vertrat programmatisch die ‚Aussiebung‘ durch den Markt, und er hält eine hohe Arbeitslosenquote für wünschenswert, die die natürliche Selektion durch den Markt ermögliche³. weshalb die individuelle Freiheit an die (freiwillige) Unterwerfung unter die „unpersönlichen Kräfte des Marktes“ (Hayek) gebunden sei.

„Wenn wir garantieren, dass jeder am Leben erhalten wird, der erst einmal geboren ist, werden wir bald nicht mehr in der Lage sein, dieses Versprechen [die ausreichende Ernährung aller Menschen] zu erfüllen. Gegen die Überbevölkerung gibt es nur die eine Bremse, nämlich dass sich nur die Völker erhalten und vermehren, die sich auch selbst ernähren können“ (Wirtschaftswoche Nr. 11 vom 06.03.1981, S. 3).⁴

Werner Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie, 1903 (4. 1920)

Vgl. H.M. Peters, Historische, soziologische und erkenntniskritische Aspekte der Lehre Darwins, in: H.-G. Gadamer/P. Vogler (Hg.), Biologische Anthropologie I, Stuttgart 1972, 326-352, 340ff

Adolf **Remane**, Die Bedeutung der Evolutionslehre für die allgemeine Anthropologie, in: ebd., 293-325,

Remane⁵ war Direktor des Zoologischen Instituts der Universität Kiel – und schrieb in dem von Gadamer herausgegebenen großen Sammelwerk ‚Neue Anthropologie‘ 1972 zum Problem der ‚negativen Eugenik‘:

¹ Friedrich August von Hayek (* 8. Mai 1899 in Wien; † 23. März 1992 in Freiburg im Breisgau) war ein österreichischer Ökonom. Neben Ludwig von Mises war er im 20. Jahrhundert der wichtigste Vertreter der Österreichischen Schule der Nationalökonomie und zählt zu den wichtigsten Denkern des Liberalismus im 20. Jahrhundert. 1974 wurde er aufgrund seiner bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet der Geld- und Konjunkturtheorie mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet.

² Vgl. Chr. Schönborn, Ziel oder Zufall? Freiburg i.Br. 2007, 179.

³ Interview mit der Wirtschaftswoche, 6.3.1981

<http://www.bruchlinien.at/index.php?subaction=showfull&id=1171294046>

⁴ Bathke, Peter; Spindler, Susanne (Hrsg.): Neoliberalismus und Rechtsextremismus in Europa. Zusammenhänge – Widersprüche – Gegenstrategien. Berlin (Dietz Verlag) 2006 (= Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung. 29) ISBN 3-320-02086-2; 978-3-320-02086-6; 225 S.; Broschur.

⁵ Adolf Remane (* 10. August 1898 in Krotoschin (Provinz Posen); † 22. Dezember 1976 in Plön) war ein deutscher Zoologe.

Remane war ab 1929 Professor an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel, von 1934 bis 1937 in Halle und ab 1937 erneut in Kiel. Dort gründete er im gleichen Jahr das Kieler Institut für Meereskunde, dessen Leiter er wurde.

„Eine überdurchschnittliche Vermehrung tritt ... bei Formen des Schwachsinn auf; Schwachsinnige sind in ihren Geschlechtsfunktionen normal, es fehlen ihnen aber die Hemmungen der normalen Menschen, so dass in diesem Bereich ein klares Problem der Eugenik vorliegt“ (315). Und das Problem der Eugenik bestehe darin, dass beim Menschen Mutationen auftreten, die überwiegend gesundheitsstörend sind. „Die in der Natur erfolgende Ausmerzung solcher Mutanten durch Selektion wird beim Menschen durch die soziale Fürsorge zunehmend ausgeschaltet“ (314). Damit wird die Kultur der Fürsorge zum Gegenspieler der gesundheitsfördernden natürlichen Selektion – und damit ergibt sich ein Problem der „drohenden Degeneration“ (315).

Das mag ‚zoologisch‘ zwar plausibel sein. Mehr aber auch nicht. Denn die sog. ‚Schwachsinnigen‘ als sexuell hemmungslose Degenerierte hinzustellen, die durch die ‚soziale Fürsorge‘ gleichsam ‚widernatürlich‘ am Leben erhalten würden, das ist einigermaßen schockierend (zumal 1972).⁶

Ich halte das für *Kurzschlüsse* zwischen *naturwissenschaftlich* relevanten Phänomenen und Theorien mit *kulturtheoretisch* zu klärenden Problemen. Die Frage etwa, wie die natürliche Selbsterhaltung und –steigerung zugunsten Anderer begrenzt werden soll, wieweit Fremderhaltung also eine kulturelle Aufgabe ist – lässt sich nicht naturwissenschaftlich klären und entscheiden (auch nicht mikroökonomisch, wenn der homo oeconomicus – wie auch immer – altruistisch sein sollte, wie Ernst Fehr meint).

Menschlich miteinander zu leben, heißt auch, diejenigen am Leben zu erhalten und zu pflegen, die in ‚freier Wildbahn‘ verloren wären. Stärker noch: die Menschlichkeit des miteinander Lebens zeigt sich *gerade* daran. Und zwar nicht nur daran, wie wir mit Übeltätern umgehen (am Zustand unserer Gefängnisse), sondern auch wie wir mit Tieren (Tierschutz), Studenten (es gibt keinen Studentenschutzbund) oder mit Schülern umgehen. Das international unterfinanzierte Bildungssystem hierzulande ist ein Armutszeugnis für unsere Kultur. Die protestantische Tradition jedenfalls hat dereinst von und für Bildung gelebt (und zwar vor allem für die Bildungschancen der Anderen).

Darin kommt die jüdisch-christliche Perspektive zum tragen: sowohl als tragende Tradition unserer Kultur, als auch in der besonderen Perspektive christlicher Theologie. Dem Anspruch des hilfsbedürftigen wie des bildungsbedürftigen Anderen kann man nicht ausweichen. Hier gibt es keinen Raum zum distanzierten neutralen Abwägen, ob sich das lohnt. Denn so distanziert abzuwägen, wäre schon ein Ausweichen vor dem Anspruch.

In theologischer Perspektive ist das noch präziser zu fassen – mehr als ethisch: Im Anspruch des Nächsten tritt einem der Anspruch Christi gegenüber – dem auszuweichen so unmöglich wie unmenschlich wäre.

3. Die theologische Perspektive: *Sinn und Wahrheit des Lebens*

Gegenüber den Naturwissenschaften ist Theologie zunächst ein Anwalt des Antireduktionismus: dem Beharren darauf, dass sich der Mensch nicht als Tier unter Tieren zureichend wahrnehmen und beschreiben lässt (bzw. dass Kultur nicht auf Natur rückführbar ist).

1952 entwickelte er die noch heute aktuellen Homologiekriterien, da er davon überzeugt war, aus der Feststellung der Homologie a priori die Verwandtschaft der Organismen herleiten zu können. In den Jahren 1956 und 1957 war er zudem Präsident des Verbands deutscher Biologen und biowissenschaftlicher Fachgesellschaften e.V.. Später leitete er das universitätseigene Zoologische Museum in Kiel.

Adolf Remane: Die Grundlagen des natürlichen Systems, der vergleichenden Anatomie und der Phylogenetik. Leipzig: Geest & Portig K.-G., 1952 (2.Aufl. 1956, Nachdruck der 2.Auflage bei Verl. Otto Koeltz, Koenigstein/Taunus 1971); Das soziale Leben der Tiere. Hamburg: Rowohlt, 1960 (rowohlts deutsche enzyklopädie 97); ders. u. a.: Systematische Zoologie. Stämme des Tierreichs. Stuttgart: G. Fischer Verlag, 1976; Adolf Remane, Volker Storch, Ulrich Welsch: Kurzes Lehrbuch der Zoologie. Stuttgart und New York: Fischer, 1985.

· Vgl. Hans J. **Markowitsch**, Werner Siefer, Tatort Gehirn. Auf der Suche nach dem Ursprung des Verbrechens
Soziopathen, Empathie, Spiegelneuronen
freier Wille als Fiktion
kein freier Wille
Neurophysiologie und Recht (und Gerechtigkeit)

Gegenüber den anderen Kulturwissenschaften ist Theologie ein (kritischer) Anwalt - zunächst der Religion als *Lebensform* (Wittgenstein), bzw. als nicht auf andere reduzierbarer symbolischer Form (Cassirer). Mit der Religion als Lebensform ist unvermeidlich die *Sinnfrage* verbunden, die bei aller Skepsis nicht überhört werden kann.

- *sodann* des Christentums als näher *bestimmter* Lebensform: dass sich im Horizont des Christentums in guter Weise menschlich miteinander leben lässt. Dass das Christentum auch in aufgeklärter und bewährter Weise verschiedenste Kulturen menschlich miteinander leben lässt.

Insofern ist Theologie der Anwalt für ‚Qualitätssicherung‘ in Sachen ‚Religion‘: Die Erfahrungen und Kompetenzen des Christentums sind religions- und kulturgeschichtlich bewährt – gerade durch alle prekären Abgründe hindurch. Im Umgang mit *anderen* Lebensformen und –konzepten, anderen Kulturen und Religionen, ist daher das Christentum nicht nur egoistische Partei, die unter Verdacht zu stellen wäre; sondern eine Partei, die gerade das *menschliche miteinander Leben* vertritt und kultiviert, und darin einige Erfahrung hat.

Sinn

Dass das Leben sinnvoll sein soll – findet daher immer schon Antworten – nicht zuletzt die *Arbeit* als *das* neuzeitliche Medium von Sinnerfahrung. Als wäre Leben nur sinnvoll und lebenswert, wenn man sich im Gefüge der Arbeit (gar der Ökonomie) befindet und einen möglichst verantwortungsvollen Platz einnimmt. Die *Ordnung des Seins* ist zur Ordnung der Arbeit (der Ökonomie) geworden. Sinn ist nicht mehr der Platz in einer metaphysischen Seinspyramide (von Ständen), sondern dramatisch schlichter für gewöhnlich der *Arbeitsplatz* (mit seinen Daseins-bestimmenden Hierarchien). Wer in dieser Ordnung ‚draußen‘ ist – der bekommt Seinsgrundprobleme: Warum ist er überhaupt und nicht vielmehr nicht?

Das wird auch bei denen merklich, die ökonomisch *irrelevante* Arbeit versehen: Künstler oder Geisteswissenschaftler – müssen sich mittlerweile als Dienstleister verstehen und auf dem Markt platzieren, um einen ökonomisch definierbaren Ort in der Ordnung des Seins zu finden. Andernfalls gilt ihre Arbeit als nutz- und daher sinnlos. Als – hoch prekärer – Seinsgrundsatz dieser Sinnbestimmung gilt: Was sich nicht rechnet, ist nicht – oder: nur was sich rechnet ist und soll sein.

Ähnlich wie aus dem Darwinismus oder der Neurowissenschaft *Ideologie* werden kann, wenn diese Theorien zur Lebens- und Weltanschauung werden – so auch mit der Ökonomie, wenn aus ihr eine quasi-metaphysische Seins- und Sinnordnung wird. Gegenüber diesen Ideologisierungen kann die Religion (wie die Kunst) als Anwalt des *Anökonomischen* auftreten: Als Sinn und Geschmack für das ‚*was sich nicht rechnet*‘ – und gerade darin von unendlichem Wert ist.

Wenn die Meinung vorherrscht, die Antwort auf die Frage nach dem ‚Sinn des Lebens‘ müsse sich vor allem *rechnen* – bedarf es der *Sinnkritik*. Denn nicht jeder Sinnhorizont ist tragfähig, und noch weniger ist jeder wünschenswert. Es gibt Selbstverständlichkeiten, die der Entselbstverständlichung bedürftig sind – einer Fraglichkeit, um den Blick und Horizont zu weiten. Nicht jeder Sinn ist eine lebensdienliche Bestimmung des Lebens.

Das heißt: Der Streit um den *Sinn* des Lebens entsteht aus der (keineswegs beliebigen) Pluralität und Strittigkeit von Sinn.

Wahrheit

Um zwischen Sinn und Sinn kritisch unterscheiden zu können, wirft die Theologie die Frage nach der *Wahrheit* des Lebens und seines Sinns auf. Für Außenstehende wird das so wirken, als würde ein (mehr oder minder beliebiger) Sinn als ‚der wahre‘ ausgezeichnet – was willkürlich und unhaltbar erscheint. Aber das kann nur einwenden, wer nicht selber in Sinnfragen verstrickt ist. Und das ist letztlich jeder. Sinn ist eben kein beliebig kombinierbares Konsumprodukt – auch wenn der Markt der Möglichkeiten das ebenso suggeriert; wie die beliebte Religionstouristik. Aber die Sinnfrage hat eine Dimension, die Konsum und Bedürfnis überschreitet. In ihr geht es immer schon um mehr als um einen beliebigen Sinn. Es geht um die *Wahrheit* des Lebens.

Wenn Sinn das ist, womit man leben und sterben kann, wenn Sinn nicht nur solipsistisch die eigenen Bedürfnisse befriedigt, wenn Sinn also *mehr als mein Sinn* ist, muss darum gestritten werden. Recht kann dafür den Rahmen abgeben, Politik mag das moderieren, Kunst kann das inszenieren, Religion wird das vielfach praktizieren, Ökonomie mag davon profitieren. Theologie und Religionsphilosophie sind demgegenüber der Ort, an dem mit ‚Messer und Gabel‘ um Sinn gestritten wird – also mit wissenschaftlichen Mitteln, aber auch mit eigener Beteiligung und Tradition. Von diesen Fragen ‚unreiner Vernunft‘, voller Neigung, Tradition und Leidenschaft, halten sich andere Wissenschaften gerne fern, um sich nicht den akademischen Latz zu beschlabbern (leider).

Wahrheit des Lebens ist für manchen Philosophen schlicht nonsense. Wahr könnten nur Sätze sein oder Thesen. Aber vom *Leben* Wahrheit auszusagen sei Unsinn, weil es sich weder falsifizieren noch verifizieren lasse. ‚Das Leben‘ ist zu komplex, um seine Wahrheit oder Unwahrheit identifizieren zu können.

So richtig das ist – möchte ich dennoch an der Wendung von der Wahrheit des Lebens festhalten. Denn so schwer die Unterscheidung sein mag, es bleibt sinnvoll, vom wahren und vom falschen Leben zu sprechen. Unwahr ist beispielsweise, wenn ein Sinn nicht dazu hilft, auf menschliche Weise miteinander zu leben und zu sterben. Unwahr ist auch ein Sinn, der sich für den einzig seligmachenden hält und andere Perspektiven verteufelt. Genauer gesagt: Scharfe Exklusionen neigen zur Unwahrheit, wie die von Freund und Feind. Eine Politik im Zeichen dessen führt zu Selbststeigerung und Fremdvernichtung (Schmitt).

Solche Unwahrheiten lassen sich identifizieren. Dabei das *eigene* Leben für das wahre zu halten – wird schnell gefährlich. Darum ist in theologischer Perspektive das wahre Leben vor allem das des Anderen, maßgeblich und ursprünglich dasjenige *Christi*. An ihm zeigt sich, was wahres Leben ist. Dem zugrunde liegt die Auffassung, Wahrheit sei nicht nur müßig und ruhig, sondern wirksam und beunruhigend: Dass die Wahrheit *wirksam ist* – also lebensdienlich.

Mehr noch: Theologisch gilt, dass *mit und für* die Anderen zu leben das Leben wahrheitsfähig macht. Man muss nicht gleich von Liebe, gar von Feindesliebe sprechen. Schon die Aufmerksamkeit und Zuwendung weitet den Blick zugunsten des Anderen. Auch im Samariertergleichnis zeigt sich, was wahres Leben genannt zu werden würdig ist.

Lebenswahrheit zeigt sich in Szenen und Geschichten, in Personen und ihren Erzählungen. Das sind nicht unwissenschaftliche Märchen, sondern lebensweltliche Orientierungsfiguren. Geschichten in und von denen wir leben und an denen wir uns orientieren, um das Leben nicht gleichgültig zu führen gegenüber der Wahrheitsfrage.

Das heißt:

In seiner Tradition fragt das Christentum (mit der Stimme der Theologie) nicht nur ‚Was‘ das Leben ist, also nicht nach Definition und Beschreibung eines objektiven ‚Etwas‘ (eines ‚je ne sais quoi‘), sondern fragt nach *Sinn und Wahrheit* des Lebens.

Was immer Leben sein mag – Proteinprozesse, neuronale Prozesse, kommunikative Prozesse oder kulturelle – die Theologie fragt nach dem *wovon, wofür und woraufhin* Menschen miteinander leben (und weil das nicht nur eine Sache der Beschreibung des Faktischen ist, fragt sie auch nach dem, wie sie miteinander leben *wollen und sollen*).

Daher fragt sie nicht nur nach dem Faktischen und gegenwärtig Wirklichen, sondern auch nach dem *Möglichen und Unmöglichen*, dem Wünschenswerten und dem Vermeidenswerten. So zu fragen heißt wohl auch, die Grenzen der *deskriptiven* Wissenschaften zu überschreiten. Denn empirisch lässt sich weder sehen noch entscheiden, was wollens- und solenswert ist.

4. Theologie als Orientierungswissenschaft - um sich im Leben zu orientieren

Theologie ist demnach *auch* eine *Lebenswissenschaft* – und zwar eine, die in Fragen von Religion und Sinn und Wahrheit einen besonders geschärften Blick hat. Einerseits ist sie kompetent für Qualitätssicherung in Fragen des Lebens, andererseits auch für die Sicherung

petent für Qualitätssicherung in Fragen des Lebens, andererseits auch für die Sicherung der Qualität der *Diskurse* darüber (also der Sprache, von und in der wir leben).

Denn Neutralisierungen (juristisch) wie Naturalisierungen der Diskurse gehen ebenso an Fragen von Sinn und Wahrheit vorbei wie machtpolitische Instrumentalisierungen und Funktionalisierungen. Die Qualität der Diskurse zeigt sich darin, ob sie einen Sinn für Sinn- und Wahrheitsfragen haben. Darauf insistiert die Theologie.

Wollte man die wissenschaftliche und lebensweltliche Funktion der Theologie auf einen Begriff bringen, kann man sie *Orientierungswissenschaft* nennen. Konkreter: Sie fragt und sagt in ihrer Perspektive, wie man sich woran im Leben orientieren kann.

Wissenschaft vom Leben ist sie daher nicht nur im szientifischen Sinn: distanzierter Objektbeschreibung, sondern im *hermeneutischen* Sinn⁷: Sie sucht zu verstehen, wie sich menschlich miteinander leben lässt und wie die christliche Tradition dazu hilfreich sein kann.

Es geht ihr nicht primär um das Messen, Zählen und Wägen, sondern vor allem um das Ermessen (von Bedeutung), Erzählen (von Sinn) und Erwägen (von Wahrheitsfragen).

Das ist wissenschaftsgeschichtlich gesehen so anstößig nicht, wie es klingt. Denn Erfahrung hat nicht nur die Form der instrumentell bewaffneten Empirie, sondern auch die der kulturellen Tradition und ihres innovativen Gebrauchs – wie auch in den Literatur- oder Gechichtswissenschaften.

Wissenschaft ist eben nicht nur das, was für Wirtschaft und Politik lohnend ist. Wenn man die Verkäuflichkeit der Wissenschaft als maßgebliches Bewertungskriterium wählt (ihre ökonomische Drittmittelfähigkeit), würde die *Käuflichkeit* der Wissenschaft entscheidend sein.

Für die Qualität von Richtern oder Politikern würde man dieses Kriterium wohl nie in Erwägung ziehen – zu recht. Sollte sich dann die Relevanz und Qualität einer Wissenschaft vor allem daran zeigen, besonders gut verkäuflich zu sein (wenn nicht gar bestechlich durch die Ökonomie)?

Wenn an der viel gerühmten ETH-Zürich die Lebensmittelforschung floriert, dann zum Beispiel, weil sie erhebliche Drittmittel aus der Wirtschaft erhält, um die Produktionsmethoden von Schokolade effizienter zu machen. Das steigert vielleicht die Schokoladenqualität, und es steigert vor allem die Effizienz der Produktion. Aber Forschung im Dienste der Kostensenkung der Schokoladenproduktion, ist gekaufte Forschung, mehr nicht. Es ist die wissenschaftliche Tieferlegung des Handwerks, mehr nicht. Das mag zwar die Lebensqualität von Schokoladenessern und –produzenten steigern – aber Wissenschaft ist dabei nur funktionalisiert gefragt.

Was das besagt, zeigt eine (nicht nur) theologisch entscheidende *Erfindung*:

die Erfindung der Seele und ihres Leibes (sowie der relativen Freiheit des Willens).

Beides sind ohne Zweifel ‚Erfindungen‘, die *nicht empirisch* zu belegen sind. Empirisch sieht man nur Körper, nicht aber einen beseelten Leib.

Es sind beides *imaginäre* Größen, nicht ‚real‘ im empirischen Sinne. Aber es sind ausgesprochen glückliche, lebensdienliche und wirkungsmächtige Erfindungen, auf die kaum einer bereit sein dürfte zu verzichten. Denn wir leben mit und *von* ihnen – sofern sie das anzeigen, wodurch und womit wir *auf menschliche Weise miteinander lebendig sind*. Diese imaginären Größen orientieren und regulieren unsere Kultur. Das zeigt die Gegenprobe: Würde man den Menschen als schlechthin unfrei und als seelenlos betrachten und behandeln – unsere Kultur würde zusammenbrechen. Wir wären von Tieren nicht mehr unterscheidbar. Und eben solch eine Betrachtung und Behandlung würde man vermutlich barbarisch, totalitär oder soziopathisch nennen.

Wenn nun beide Größen ‚naturalistisch reduziert‘ werden, als empirisch inexistent gleichsam ‚gestrichen‘ werden aus den Diskursen – widerfährt ihnen, was zuvor schon an Gott ausgelebt wurde: sie werden für tot, mehr noch für immer schon inexistent erklärt⁸. Aber das löst kein einziges Problem unseres kulturellen Zusammenlebens:

⁷ Sie ist Lebenswissenschaft nicht primär im szientifischen Sinn, sondern (traditionell gesprochen) im phronetischen und sapientialen Sinn (für Sinn und Wahrheit).

⁸ Um 1800 wurde das *Seelenorgan* physiologisch entzaubert zum *Gehirn*

Wie wir Freiheit verstehen und sie aus Freiheit zugunsten Anderer begrenzen und bestimmen, wie wir mit Leib und Seele umgehen, wie damit leben, das wird nicht gelöst, indem man diese Differenzen für irrelevant erklärt. So sprechen und so leben wir eben. Umgekehrt: sofern Freiheit oder Seele keine Rolle im Leben mehr spielen sollte – würden wir zu Körpermaschinen. Dass es solche Entwicklungen gibt, ist klar. Dass sie nicht wünschenswert sind, aus theologischer Perspektive ebenso.

Die *Leibhaftigkeit* des menschlichen Lebens – ist nicht dasselbe wie die *Körperlichkeit*. Genauso wenig ist die Seele nur ein ‚Geist in einer Körpermaschine‘.

Das ist eine Frage der *Wahrnehmung*:

Eine Armbewegung kann man mit medizinischem Blick als Körperbewegung betrachten, etwa als Reflex auf eine Schmerzempfindung.

Man kann sie aber auch mit lebensweltlichem Blick als leiblichen Ausdruck sehen, als eine Geste etwa, mit der der Schmerz zum Ausdruck kommt und dem Mitmenschen mitgeteilt wird.

Der medizinische Blick beschränkt sich – aus gutem methodischem Grund – auf die Körperprozesse, die in ihrer Funktion auf Störungen hin analysiert werden.

Der lebensweltliche Blick ist offener und weiter: Er sieht den Leib und seine Bewegungen als leiblichen Ausdruck der anderen Person.

Das eine Mal ist die Bewegung ein körperlicher Funktionszusammenhang.

Das andere Mal ist die Bewegung ein leiblicher Ausdruck, eine intentionale Geste etwa.

Dieser Unterschied in der Wahrnehmung der Bewegung macht einen gravierenden Unterschied: den zwischen körperlicher Funktion und leib-seelischem Ausdruck. Man kann auch sagen zwischen bewegten Körpern im allgemeinen und beseeltem menschlichen Leben, das sich mitteilt und auf menschliche Weise kommuniziert.⁹

Das ließe sich im Blick auf weitere Unterscheidungen weiterführen – für Unterscheidungen *mit denen wir leben* und mehr noch: *von denen wir leben*. Unterscheidungen, die notwendig und unaufgebbar sind, wenn wir auf *menschliche* Weise miteinander lebendig sein wollen.

Recht und Gerechtigkeit – sind keineswegs nur mehr oder minder beliebige Ordnungen, die man so oder so einrichten kann. Deswegen leben wir mit und von den Grundrechten, die so unveräußerlich sind wie die Menschenwürde.

Schön und hässlich – sind keineswegs auf die Vorliebe der Natur für Symmetrien zu reduzieren. Das weiß jeder, der seine Frau liebt, auch wenn sie nicht überall symmetrisch ist.

Und entsprechendes gilt für Leitdifferenzen in Sachen Religion:

Recht wie Gesetz und Evangelium

oder Tausch und Gabe (Ökonomie und Vergebung etwa),

Glaube und Aberglaube

Gott und Mensch

Heil oder Unheil.

Diese Differenzen sollte man nicht als versteinerte Dogmatik missverstehen, sondern als kulturell *dichte Unterscheidungen*, mit und von denen im Christentum gelebt wird, und zwar auf möglichst menschliche, lebensdienliche Weise.

Diese Unterscheidungen – sind von grundlegender Bedeutung, um sich im Leben zu orientieren. Es sind Leitdifferenzen, lebensnotwendige Unterscheidungen. Zwischen Nord und Süd, Ost und West hilft uns ein Kompass. Auf den Straßen hilft uns das Navigationssystem. Aber im Zusammenleben?

„Der kategorische Fehler (oder zumindest das grundsätzliche Problem) der Bildgebung besteht nämlich in der Annahme, daß sich kognitive Phänomene eindeutig ‚neuralen Substraten‘ zuordnen lassen“ meine Lutz JänckeL. Jäncke, *Wie unser Gehirn liest und wie wir das Gehirn lesen*, in: Ph. Stoellger (Hg.), *Genese und Grenzen der Lesbarkeit*, 39.

· Daß man diesen Unterschied auch in der Wahrnehmung *tierischer* Bewegungen machen kann, widerlegt die Differenz nicht, sondern bestätigt sie – und legt sie ‚eine Lebensdimension tiefer‘.

Wenn alles im Horizont des Tauschs gesehen wird, *quid pro quo*, dies für jenes; wenn alles beurteilt wird im Blick auf seinen Wert – bis zum ‚Lebenswert‘ – dann fehlt der Sinn für das Andere des Tauschs: die Gabe, das Geschenk, das Mehr als Ökonomische – also für alles das, was sich nicht (nur) rechnet. Das macht den Sinn und Geschmack des miteinander Lebens aus.

Es gibt Ethik in Hülle und Fülle, Menschenrechtler zu Hauf. Aber es bedarf auch der *Orientierungswissenschaften*. Es ist erstaunlich und bedauerlich, dass es (soweit ich sehe) bisher kein Wissenschaftsprojekt gibt, das die kulturellen Leitdifferenzen, an denen wir uns orientieren, in dieser Funktion untersuchen würde (etwa die Differenzkultur im Horizont von Kulturdifferenzen).

Das könnte daran liegen, dass das nicht eine Sache der Empirie ist. Unter dem Mikroskop sieht man davon nichts. Oder mittels Interviews auf der Straße wird man vieles erheben, woran sich die Mitmenschen orientieren. Aber was unsere kulturelle Tradition zu bieten hat, wie Religion, Literatur und Kunst; und was wünschenswert ist – dafür braucht es *memoria* und *imaginatio*. Man muss dann auch wagen, sich seiner Vorstellungskraft und Einbildungskraft zu bedienen.

Und das ist in Zeiten, wo alles empirisch, am besten neurophysiologisch, begründet werden muss – unerlaubt und unerwünscht. Wenn aber Empirie und Physiologie methodisch *blind* sind für Erinnerung und Vorstellung,

wenn die kulturellen Leitdifferenzen nicht mit noch so teuren Maschinen gemacht werden können – laufen wir Gefahr, *orientierungslos* durchs Leben zu laufen.

Meist wird die Antwort auf den Orientierungsbedarf der Religion und dem Bildungssystem zugewiesen. Das ist auch gut so – aber zu einfach. Denn die brauchen wissenschaftliche Kritik, gründliche Erinnerungsarbeit und auch gewagte Visionen, die von den Wissenschaften entwickelt werden könnten – wenn die denn dürften und sich trauen würden.

Zum Beispiel: Freund - Feind

In der Natur lebt es sich mit einer maßgeblichen Differenz: Freund und Feind. Danach entscheidet das Tier, ob es flieht oder nicht. Es entscheidet zwischen: Essbarem und der Gefahr, gefressen zu werden (der Nahrungspyramide entsprechend).

Nach der Unterscheidung ‚Freund und Feind‘ leben viele Menschen in vielen Bereichen. Nicht zuletzt in der Politik. Daher gibt es einen entsprechenden Bedarf an ‚Feinden‘, die zur Not auch fingiert werden. Das ist nur *natürlich*, und das kultivierte Zusammenleben so zu orientieren – ist so möglich wie üblich.

Aber es ist nicht besonders *wünschenswert*.

Die Antwort der christlichen Religion darauf ist: ‚keiner ist mein Feind‘. Das ist der Sinn der Feindesliebe. Dass keine Feinde mehr sein sollen, das ist die beunruhigende Vision des Christentums.

Das wird man politisch naiv finden. Aber es meint ja nicht, allen Feinden die Grenzen zu öffnen. Sondern es heißt, Feinde nicht als Feinde zu behandeln. Es heißt vor allem: nicht nach dem Freund-Feind-Schema zu leben.

Wie das?

Zum Beispiel indem man sich etwas anderes einfallen lässt. Und das findet man nicht in der Empirie, sondern in der Phantasie, in der Einbildungskraft. Es gibt auch menschliches Leben *zwischen* der scharfen Differenz von Freund und Feind. Es gibt menschliches Leben *zwischen* der harten Differenz von Innen und Außen. *Zwischenräume* des Lebens, gewissermaßen *zwischen* den Grenzen.

Solche Zwischenräume sind Spielräume des Verhaltens. Dort muss ich nicht nach Freund und Feind unterscheiden. Davon lebt die Diplomatie wie die Kirchendiplomatie. Im Umgang mit Fremden, die unter ‚Feindverdacht‘ stehen, braucht es solche Zwischenräume, um nicht zu schnell *auszuschließen* und den Fremden zum Feind zu erklären. Im Umgang zwischen den Religionen braucht es auch solche Zwischenräume, um miteinander leben zu können.

Diese Zwischenräume sind Zonen der Unbestimmtheit und damit des Handlungsspielraums. Dort kann man sich *graduell* verorten, statt ‚innen oder außen‘ (sich also mehr oder weniger *nahe* stehen, statt ‚drinnen oder draußen‘). Erst durch solche Unbestimmtheit kann

man sich *näher kommen*, Vertrauen bilden. Wenn man statt dessen hart Integration fordert oder mit Ausweisung droht, wären solche menschlichen Spielräume gar nicht im Blick.

Für solch ein Offenhalten der Spielräume – ist das Gottesverhältnis nach christlichem Verständnis ausgesprochen hilfreich: Wenn menschliches Leben heißt, *vor Gott* zu leben, ist *dieses* Lebensverhältnis grundlegend – und nicht nationale oder kulturelle Eigenarten. Vor Gott werden die alle sekundär. Das ist dem menschlichen Zusammenleben dienlich, wie ja im übrigen die Interkulturalität des Christentums zeigt. Daher ist es auch so unchristlich wie möglich, sich als ‚God’s own nation‘ zu verstehen und von einer ‚Achse des Bösen‘ zu predigen. Das ist politischer Missbrauch des Christentums, ein Verbrechen an dessen Geist der Liebe, ganz einfach. Das ist Aberglaube, und nicht Glaube. Hier zeigt sich, wie klärend und hilfreich diese Unterscheidung ist.